

I. Kindheit und Erziehung

Die Nachrichten, die wir über Heinrich Heines Familie, seine Geburt und seine Kindheit besitzen, sind zumeist unsicherer Natur. Der Dichter selbst hat sich zwar vielfach in seinen Schriften über seine Eltern und sein Leben in Düsseldorf ausgesprochen, aber alle diese Angaben, zumal die in den nachgelassenen Memoiren, sind mit der größten Vorsicht aufzunehmen. Durch Goethes Vorbild in „Dichtung und Wahrheit“ beeinflusst, berichtet Heine nicht, was war, sondern das, was sein mußte, wenn sein Werdegang sich logisch, frei von allen Zufälligkeiten vollzogen hätte. Dazu kommt, daß seine Mitteilungen vielfach humoristisch gefärbt, vielfach auch tendenziös entstellt sind, um sich und seiner Familie in den Augen der Welt ein höheres Ansehen zu geben. Dasselbe gilt in noch stärkerem Maße für die Nachrichten, die wir anderen Mitgliedern der Heineschen Familie verdanken. Sie gelangten beinahe ausnahmslos zu erheblichem Wohlstand und geachteten Stellungen, traten auch vielfach zum Christentum über, und da lag ihnen daran, ihre jüdische Abstammung, ihre niedere Herkunft und ihr unvermittelt rasches Emporkommen und Eindringen in die Gesellschaft nach Möglichkeit zu verschleiern. Sie waren bestrebt, sich eine Familientradition zu schaffen und suchten damit, vielfach in sehr plumper und aufdringlicher Art, ein Gebrechen zu beseitigen, das schon ihren großen Anverwandten schwer bedrückt hatte.

Es war das Unglück des Dichters, daß er außerhalb jeder Tradition geboren war, daß er keiner Familie entstammte, die, fest in der heimischen Erde wurzelnd, ihn von selbst in sichere Lebensbahnen geleitet hätte. Er besaß einen starken Familiensinn, aber keine Familie. Schon seine Großeltern waren ihm fremd. Von dem Großvater väterlicher Seite wußte er nur, daß er ein armer Handelsjude war und aus Bückeburg stammte. Er hieß Heymann Heine und siedelte später nach Hannover über. Die Orte sind ohne Bedeutung. Die damaligen Juden besaßen keine Heimat, sie hatten

keine Beziehungen zu der Stadt, in der sie lebten. Sie bildete für sie nur die jeweilige Stätte, wo sie mehr oder weniger von den Christen unbelästigt ihren Handel treiben und ihren fremden Kultus ausüben durften. So ist es nicht erstaunlich, daß keiner von den sechs Söhnen Heymann Heines in der Vaterstadt verblieb. Dem Alten war es dort nicht geglückt, so zogen sie aus, um an anderen Plätzen das Glück zu suchen, d. h. um Geld zu verdienen. Der älteste, Isaaß, wanderte nach Frankreich aus und siedelte sich in Bordeaux an, zwei seiner Brüder, Salomon und Henry (Herz) Heine, ließen sich in Hamburg nieder, wo es der eine in erstaunlich kurzer Zeit zum vielfachen Millionär brachte, der andere als Börsenmakler zu gesichertem Wohlstand gelangte. Auch der vierte Sohn, Meyer Heine, der sich Schwerin zum Wohnsitz erwählte, wurde ein vermögender Mann. Am wenigsten Erfolg hatte Samson Heine aufzuweisen, der Vater des Dichters, der als zweiter Sohn Heymann Heines am 19. August 1764 geboren war. Auch er scheint sich zunächst in Hamburg oder Altona dem Handel gewidmet zu haben, dann taucht er als Proviantmeister bei der Armee des Herzogs von Cumberland, des nachmaligen Königs Ernst August von Hannover, auf und hat in dieser nichtmilitärischen Stellung den Feldzug gegen die Franzosen in Flandern und Brabant mitgemacht. Von dort kam er nach Düsseldorf, wo er sich mit Peire (Betty) van Geldern verheiratete. Er war damals völlig mittellos, so daß ihn der Rabbiner nicht in die jüdische Gemeinde aufnehmen wollte, aus Sorge, der Zugezogene könnte ihrer Armenkasse zur Last fallen. Erst seine energische Frau setzte die Aufnahme durch, und ihrer überlegenen Einsicht hat es Samson Heine wohl auch zu danken, daß sein neubegründetes Tuch- und Kommissionsgeschäft in den nächsten Jahren ausreichende Mittel zur Ernährung seiner sich rasch mehrenden Familie abwarf.

Der Dichter hat in seinen „Memoiren“ ein Bild von seinem Vater geliefert, das mehr dem eines Marquis des ancien régime als eines jüdischen Handelsmannes entspricht. Es ist ganz ausgeschlossen, daß er sich, wie Heine erzählt, auf seinem untergeordneten

Posten die besondere Gunst des Herzogs von Cumberland erworben habe, ja unwahrscheinlich, daß er ihn überhaupt persönlich kennen gelernt hat. Eine Vorliebe für Theaterdamen, Pferde und Hunde mag Samson besessen haben, aber als Düsseldorfer Kleinhändler war er sicher nicht in der Lage, diesen nobeln Passionen zu fröhnen, und wenn er wirklich einmal zwölf Pferde im Stall gehabt hat, so ist das nur möglich, wenn er zeitweilig neben dem Tuchgeschäft den Pferdehandel ausübte. Soweit wir über Samson Heine urteilen können, war er ein gutmütiger, aber leichtfertiger und eitler Mensch, dessen größte Sorge selbst in seinen reifen Mannesjahren die Pflege seines hübschen Äußeren war, der gern in der bunten Uniform der Düsseldorfer Bürgerwehr über die Straßen tänzelte und sein Leben in allerlei zwecklosen Nichtigkeiten zerplitterte. Alle höheren Interessen gingen dem lebenswürdigen Egoisten und Optimisten ab, er lebte in den Tag hinein ohne Religion, ohne Sinn für Kunst und ohne Vaterlandsgefühl. Er schimpfte auf Goethe, dessen Konkurrenz seinem Sohne das poetische Geschäft erschwere, und er schwärmte für Napoleon, den Messias der Juden, dessen Soldaten die von ihm aus England bezogenen Stoffe trugen. Heine bezeichnet seinen Vater als ein lebenswürdiges Kind, und damit hat er, wenn auch in einem weniger günstigen Sinn, als der Ausdruck von ihm gemeint ist, das Richtige getroffen. Samson bedurfte dringend der Leitung durch seine energische Frau.

Auch über die Mutter des Dichters finden sich in den Biographien übertrieben günstige Angaben, die zum großen Teil auf Mittheilungen ihres Sohnes fußen. Zwei Jugendbriefe Bettys sind uns erhalten. Sie zeigen einen gewandten Ausdruck und ein gewisses Maß von angelernten Kenntnissen, aber sie rechtfertigen die Annahme nicht, daß sie die Studien ihres Bruders geteilt, Lateinisch, Englisch und Französisch beherrscht habe, eine Schülerin Rousseaus, eine verständnisvolle Verehrerin Goethes sowie eine künstlerisch ausgebildete Flötenspielerin gewesen sei. Mit dieser angeblichen hohen Bildung wäre schwer in Einklang zu bringen, daß sie die deutsche Sprache nur sehr mangelhaft beherrschte und statt der deutschen Buchstaben

die hebräischen in ihren Briefen verwendete. Betty Heine ist später, als ihr Sohn berühmt geworden war, mit zahlreichen objektiven Besuchern in Berührung gekommen, und nicht einer weiß etwas von ihrer besonderen Bildung und ihren Kenntnissen zu berichten. Sie war eine brave Frau und liebevolle Mutter, allerdings ihrem Gatten durch Stellung und Erziehung weit überlegen. Stammt er von Ostjuden, so gehörte ihre aus Holland eingewanderte Familie zu den portugiesischen Juden, einem Volk, das von seiner hohen Kulturblüte zwar längst herabgesunken war, aber doch dereinst Dichter wie Jehuda ben Halevy und Denker wie Maimonides und Spinoza hervorgebracht hatte. Bestand Samson Heines Familie ausschließlich aus Händlern, so wies die seiner Frau eine Reihe studierter Männer, besonders Mediziner auf. Sie besaß auch eine gewisse Sefshaftigkeit am Rhein, während die Familie Heine erst in der lebenden Generation den Versuch machte, über das nomadisierende Händlertum hinauszugelangen. Auch persönlich stand Betty über ihrem Gatten. War er oberflächlich, beschränkt und ziellos, so war sie tatkräftig, klug, energisch bis zur Härte und strebsam bis zum Ehrgeiz. Es ist begreiflich, daß bei dieser Verteilung der Gewichte die Leitung des Hauses und die Erziehung der Kinder in ihre Hände überging.

Betty van Geldern war am 27. November 1771 geboren. Ihre Ehe wurde Ende 1796 oder Anfang 1797 geschlossen. Sie zählte also zur Zeit der Heirat schon 25 Jahre. Das ist ein beträchtliches Alter, wenn man bedenkt, daß die jüdischen Mädchen damals gewöhnlich schon in frühester Jugend, zumeist im zwölften oder dreizehnten Jahr nach den mosaischen Bestimmungen verheiratet wurden; wir vermögen aber nicht zu sagen, ob diese späte Verbindung in dem eigenen Willen des jungen Mädchens begründet war oder ob ihre Angehörigen bis dahin keinen geeigneten Ehemann für sie gefunden hatten und nun froh waren, sie bei dem zwar mittellosen, aber äußerlich annehmbaren Samson Heine unterzubringen. Nach dem Geist des damaligen Judentums wird man eher geneigt sein, sich für die zweite Möglichkeit zu entscheiden.

Der erste Sproß dieser Ehe war der Dichter Heinrich oder,

wie er als Kind nach einem englischen Geschäftsfreund benannt wurde, Harry Heine. Das Datum seiner Geburt steht nicht fest. Er selbst hat sich später häufig humoristischerweise als einen der ersten Männer des Jahrhunderts bezeichnet, aber es ist ganz ausgeschlossen, daß er erst 1800 geboren wurde. Sein Geburtstag war der 13. Dezember, vermutlich des Jahres 1797, während seine Personalakten meistens 1799 angeben. Der Widerspruch erklärt sich dadurch, daß die Eltern offenbar das Alter des Sohnes 1815 zu niedrig angaben, um ihn der Einberufung zum preußischen Heeresdienst zu entziehen. Das jugendliche Äußere und die kleine Figur Harrys begünstigten den Betrug, der um so leichter durchzuführen war, als eine staatliche Aufnahme des Personenstandes damals noch nicht stattfand und die jüdischen Geburten nur in die Gemeinderegister eingetragen wurden, noch dazu in der Andersgläubigen unlesbaren hebräischen Schrift. Das zweite Kind des Ehepaares Heine war ein Mädchen, das den Namen Charlotte erhielt, und angeblich im Oktober 1800 geboren wurde. Doch auch dieses Datum ist nicht sicher. Der Dichter selbst schrieb später der Schwester: „Bei dieser Gelegenheit bemerke ich Dir, liebes Lottchen, daß Du vielleicht viel jünger bist, als die Mutter glaubt, da Du viele Jahre nach mir zur Welt gekommen.“ Wir können diesen Widerspruch nicht aufklären, immerhin kann der Altersunterschied zwischen den beiden Geschwistern nicht sehr groß gewesen sein, da Charlotte die Kinder- und Jugendspiele Harrys teilte. An sie ist das reizende Gedicht (I, 113) gerichtet:

Mein Kind, wir waren Kinder,
zwei Kinder, klein und froh;
wir krochen ins Hühnerhäuschen,
versteckten uns unter das Stroh.

Wir krächten wie die Hähne,
und kamen Leute vorbei —
„Kikeriki!“ sie glaubten,
es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe
die tapezierten wir aus,

und wohnten drin beisammen,
und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Kaze
kam öfters zum Besuch;
wir machten ihr Bückling' und Knickse
und Komplimente genug

Auf die Tochter folgten wieder zwei Söhne, Gustav und Maximilian, die 1805 und 1807 das Licht der Welt erblickten. Sie waren noch Kinder, als der Dichter das Elternhaus verließ, und besitzen für seine Kindheit und Jugend keine Bedeutung.

—Das Leben hat Heine frühzeitig unsanft angefaßt, und dadurch entstand bei ihm wie bei jedem Menschen, der viel erlebt hat, das Bedürfnis, sich die Tage der Kindheit in der Erinnerung zu verklären. Sie wurden ihm zum Paradies, in das er aus der bitteren Gegenwart flüchtete. Dieser sentimentale Gang bekundet sich in allen seinen späteren Mitteilungen über die Düsseldorfer Zeit, besonders in jedem Wort über seine Eltern. Daß er ihnen mit aufrichtiger Liebe zugetan war, unterliegt keinem Zweifel, er hat seine Anhänglichkeit an die Mutter als Schwerkranker in geradezu heroischer Weise bewiesen. Aber damit nicht genug, sondern je älter er wurde, um so bedeutsamer erschienen ihm seine herzlich unbedeutenden Eltern. Der Vater wurde ihm zur Verkörperung der romantischen Vergangenheit, die Mutter zu der der Aufklärung, und als eine Synthese dieser beiden großen Kulturströmungen faßte er sich selber auf. Die Gegensätze, die er in sich selbst spürte, ohne sie überwinden zu können, suchte er in seiner Abstammung zu begründen, und dieses Bedürfnis, sich selber zu verstehen, führte ihn zu einer Selbsttäuschung über seine Eltern, die sich allein durch die Kindesliebe nicht erklären läßt. In Wirklichkeit bot dieses Elternhaus, so gut es Samson und besonders Betty Heine mit ihren Kindern meinen mochten, erschreckend wenig. Es stand zufälligerweise in Düsseldorf, es hätte ebensogut in Wien oder Kiel stehen können. Es besaß keine Tradition, keine Beziehung zu dem umgebenden Volkstum, kein Staats- und Nationalgefühl, ja nicht einmal

eine Religion. Die Familie war jüdisch, sie machte die vorgeschriebenen Riten und Gebräuche mit, aber das Verständnis für die innere Wahrheit dieser Außerlichkeiten war ihr längst verloren gegangen.

—Die Zahl der Düsseldorfer Juden und ihre wirtschaftliche Bedeutung war gering, infolgedessen wurden sie von der Bevölkerung weder gehaßt noch gefürchtet. Ihre Stellung war für die damalige Zeit günstig, die Regierung des Bergischen Landes kam ihnen weit entgegen und eröffnete ihnen alle vorhandenen Schulen und Bildungsmittel. Aber dieser Segen wurde zum mindesten der ersten Generation in vieler Beziehung zum Unsegen. Er nahm ihr den festen Halt, den ihr das Ghetto bis dahin geboten, sie wurde aus dem Rahmen des eigenen Volkstums herausgerissen, ohne in dem Deutschtum eine neue Wurzel zu finden. Diese Juden sind wie der Flugsand, den der Wind bald hier, bald dorthin trägt, nicht von innern Kräften, sondern von äußern Zufälligkeiten abhängig. Dieses Unorganische ist es, das Heines Entwicklung entscheidend beeinflusst hat. Sein Glaubensgenosse Börne hat noch die Unterdrückung der Frankfurter Judengasse durchgemacht und sie hat ihm den Charakter aufgeprägt. Heine hat in Düsseldorf weder die Leiden des Judentums, noch das Glück der Zugehörigkeit zu einem eignen Volkstum empfunden. Er war ein Fremdling, ein Einzelner, verloren in der Masse, und darum ohne den innern und äußern Halt, den nur der Anschluß an eine große und starke Gemeinschaft geben kann.

Nur aus dem Mangel einer jeden Tradition läßt sich das zwiespältige Wesen des Dichters verstehen, und dieser Mangel wurde verstärkt durch zwei wesentliche Faktoren, durch die politischen Verhältnisse seiner Vaterstadt und durch die Erziehung, die er genoß.

—Die Stadt Düsseldorf bildete damals die Hauptstadt des Herzogtums Jülich-Berg, aber schon 1795 war sie von den französischen Revolutionsheeren besetzt worden, die erst nach dem Frieden von Lunewille 1801 wieder abzogen. Unterdessen war der verdiente und aufgeklärte Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz 1799 gestorben, ihm folgte Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der das Herzogtum durch verschiedene, nicht untüchtige Stellvertreter verwalten

ließ. Seine Regierung dauerte nicht lange. Zum Dank für die ihm von Napoleon aufgesetzte bayerische Königskrone trat er das Bergische Land an Frankreich ab, das mit den gleichfalls abgetretenen preussischen Besitzungen auf dem rechten Rheinufer zu einem neuen Großherzogtum Berg unter Napoleons Schwager Joachim Murat vereinigt wurde. Doch auch dieser Zustand war nicht von Dauer. Nach zwei Jahren wurde Murat zum König von Neapel erhoben, Napoleon selbst übernahm die Verwaltung des Großherzogtums, wenn er sie auch nominell für den eigentlichen Souverän, seinen Neffen Napoleon Ludwig, den Kronprinzen von Holland, ausübte. Erst nach der Schlacht bei Leipzig im November 1813 verließen die Franzosen die rheinischen Gebiete, die durch die Wiener Kongressakte der preussischen Monarchie einverleibt wurden.

- Die französische Herrschaft in Düsseldorf hat mit einer kurzen Unterbrechung achtzehn Jahre gedauert. Sie wurde von der großen
- Mehrheit der Bevölkerung nicht bitter empfunden. Ein deutsches
- Nationalgefühl gab es damals noch nicht, und die weltbürgerlichen Ideen, mit denen die Aufklärung die Köpfe berauscht hatte, verhinderten gerade die besten, das Schmachvolle der Fremdherrschaft zu erkennen. In zahlreichen Städten des Rheins kam man den
- Siegern mit offenen Armen entgegen und feierte mit ihnen im
- Zeichen ihrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit begeisterte Verbrüderungsfeste. Das damalige Deutschland, dieses jammervolle
- römische Reich, das weder leben noch sterben konnte, war gewiß kein Land, um die Herzen seiner Söhne zu entflammen. Die Franzosen
- erschienen allgemein als die Träger des ersehnten Fortschrittes, den man aus eigener Kraft nicht erreichen konnte. Auch materiell
- gewann das Rheinland durch ihre demokratische Gesetzgebung, besonders durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Zehnten, durch Beseitigung der Lehnswirtschaft und aller Standesunterschiede, die zwischen Adeligen, Bürgern und Bauern noch bestanden, so
- wie durch die Vernichtung der gerade am Rhein besonders entwickelten Kleinstaaterei. Der Fall der unzähligen sinnlosen Zoll-
- schranken und die Zusammenfassung zu einem einheitlichen Wirt-

schaftsgebiet führten zu einem industriellen Aufschwung und gaben dem Lande die Möglichkeit, seine natürlichen Reichtümer an Erz und Kohle sowie den Gewerbefleiß seiner Bewohner in gesunder und einträglicher Weise zu verwerten. Auch Düsseldorf befand sich unter Joachim Murat nicht schlecht, der ehrliche Soldat nahm es mit seinen Pflichten ernst, war auf das Wohl seiner Untertanen bedacht und wagte selbst seinem kaiserlichen Schwager zu widersprechen, wenn er zu hohe Ansprüche an die Steuer- und Menschenkraft der unterworfenen Provinz stellte. In dem Grafen Beugnot stand ihm ein einsichtiger Verwaltungsmann zur Seite, der trotz mancher verkehrten Maßregel im einzelnen doch im ganzen das Wirtschaftsleben und die Leistungsfähigkeit des deutschen Landes zu heben wußte. Diese materiellen Vorteile ließen keine allgemeine Mißstimmung aufkommen, selbst dann nicht, als nach Murats Abgang die Auflagen immer härter, die Konstriktionen immer schärfer wurden. Der Kaiser selbst übte durch seine Person eine bezaubernde Wirkung aus, die die Herzen fesselte und die Sinne berauschte. Heines eigene Schilderung Napoleons im „Buch Le Grand“ ist das Werk eines Dichters, der im Banne einer phantasievollen Legende stand, aber selbst die besonnensten Köpfe wurden durch den Anblick des Imperators zur höchsten Bewunderung hingerissen. Ein nüchternen Beamten wie der bergische Minister Fuchsius schrieb an den Grafen Beugnot: „Ich habe viel über den Kaiser gelesen, ich habe noch mehr von ihm gehört, aber ich kannte ihn nicht. Er ist mehr als Mensch.“ Der Zauber und die Allgewalt dieser einzigartigen Persönlichkeit waren so stark, daß Völker und Menschen es als Glück betrachteten, wenn sie sich für ihn aufopfern und totschlagen lassen durften.

- Die Juden der ganzen Welt, besonders aber die deutschen, schauten zu ihm wie zu einem Messias empor, und sie hatten Grund dazu. Wohin seine siegreichen Waffen kamen, da fielen die vielfach schmählichen und entwürdigenden Ausnahmegestimmungen und da wurde den Juden die volle bürgerliche Gleichberechtigung verliehen. Aber mit dieser Schwärmerei für Napoleon und mit ihrer

Hinneigung zu Frankreich stellten sich die Juden nicht in einen Gegensatz zu den christlichen Deutschen, sondern sie entsprach der allgemeinen Stimmung, die bei ihnen nur infolge von persönlichen Gründen ein verstärktes Echo fand.

— An Deutschlands patriotischem Schmerz und seiner Erhebung hatte das Rheinland so gut wie keinen Anteil. Die nationale Begeisterung von 1813 blieb auf den evangelischen Nordosten beschränkt und rief in dem katholischen Süden und Westen nur einen spärlichen und verspäteten Widerhall hervor. Das Scheiden der Franzosen wurde nicht als Befreiung von einem unwürdigen Joch empfunden, und mit noch weniger Freude wurden die neuen Herren des Landes, die Preußen, am Rhein begrüßt. Die Bewohner der neu gewonnenen Provinz fühlten sich trotz des Unterschiedes der Sprache mehr zu den lebhaften und umgänglichen Franzosen hingezogen, als zu den wortfargen, oft schwerfälligen und barschen Ostelbiern, zumal da diese mit ihren verständnislosen reaktionären Bestrebungen den politischen Fortschritt und den wirtschaftlichen Aufschwung der Provinz, kurz alle Errungenschaften der französischen Verwaltung zu gefährden schienen. Der Regierungspräsident von Koblenz gab in einem amtlichen Bericht an den Staatskanzler Hardenberg offen zu, daß jedermann am Rhein die Wiederkehr der französischen Herrschaft dankbar begrüßen würde. Preußen verstand es nicht, moralische Eroberungen zu machen. Auch die Gleichstellung der Juden wurde wieder rückgängig gemacht. Die Maßregel traf die führenden Geister unter ihnen sehr schmerzlich, ließ aber die Masse der israelitischen Bevölkerung gleichgültig, denn das, was ihr die preußische Regierung an Rechten beließ, genügte dem Durchschnitt völlig. Er hatte weder den Wunsch, politische Rechte auszuüben, noch ein Staatsamt zu bekleiden und zog es vor, sein Privatleben nach jüdischem Gesetz durch den Rabbiner zu regeln, als nach dem Landesrecht durch einen stammfremden Beamten. Immerhin konnte es nicht ausbleiben, daß die kurze napoleonische Periode der Freiheit wie ein rettungslos verlorener paradiesischer Traum in den Köpfen spukte; und das um so mehr, als auf der einen Seite

ihre Nachteile mit der Zeit in Vergessenheit gerieten, auf der andern durch Zulassung zu allen Schulen die gebildete Schicht unter den Juden stark im Wachsen war, die sich gegen eine Behandlung als Staatsbürger zweiter Klasse auflehnte.

- Diese verschiedenen Stimmungen erfüllten das Heinesche Elternhaus in Düsseldorf. Der Vater schwärmte für Napoleon, die Mutter soll preussisch und patriotisch gesinnt gewesen sein. Es klingt nicht sehr wahrscheinlich, beweist aber die Widersprüche und Gegensätze, in denen die Familie lebte. Auf der einen Seite ein Deutschtum, dem man sich fremd fühlt, obgleich man ihm alles verdankt, auf der andern Seite das französische Wesen, für das man sich begeistert, obgleich man es nicht versteht und immer nur die Äußerlichkeiten begreift. Sehen wir genauer zu, so sind es die großen Gegensätze, die das gesamte Zeitalter spalten und jedem einzelnen das Gefühl der Einheit nehmen, es ist der Kampf der Romantik gegen die Aufklärung, der Vernunft gegen die Geschichte, der in unserm besondern Fall durch das Judentum gesteigert, ja auf die Spitze getrieben wird. In dieser Welt des Widerspruchs hat Heinrich Heine seine Kindheit und die wichtigsten Jahre seiner jugendlichen Entwicklung verbracht. Staaten brachen vor seinen Augen zusammen und neue entstanden, die oft nur wenige Jahre, manchmal nur Monate existierten. Fürsten verloren ihre geheiligten Throne, die von Abenteurern und Glücksrittern eingenommen wurden. Religionen wurden abgeschafft und wieder eingeführt. Die Welt glich einem Narrenhaus, regiert von dem sinnlosesten Zufall. In diesem Durcheinander konnte der Knabe keine Festigkeit gewinnen, keine Tradition, die den Charakter des Menschen bildet, am wenigsten die Ehrfurcht, die Goethe in „Wilhelms Meisters Wanderjahren“ als Grundlage der Erziehung fordert. Deutschtum und Franzosentum, Judentum und Christentum, Vernunft und Aufklärung, Romantik und Klassik, Monarchie oder Republik, Glaube oder Unglaube, alle diese Begriffe erschienen dem heranreisenden Jüngling nicht als historische Notwendigkeiten, nicht als sittliche Mächte von schicksalsmäßiger Bedeutung, sondern als Zufälligkeiten, denen man sich hin-

gibt oder versagt, je nachdem es Laune, Stimmung oder Vorteil gebieten. Es war schwer, in diesem Wirrwarr einen innern Halt zu gewinnen; für einen phantasievoll erregten Judenknaben, für den alle die Widersprüche sowohl durch die Phantasie als durch sein Judentum multipliziert, ja potenziert wurden, ganz unmöglich. Seines Eltern waren nicht in der Lage, dem Sohn zur Klarheit zu verhelfen, weder der Vater mit seinem kindlichen Materialismus noch die zwar strebsame, aber unstete Mutter. Ihre Erziehung war dieser Aufgabe nicht gewachsen so wenig wie die Schule, der der junge Harry anvertraut wurde.

Zuerst schickte man ihn zu einer Frau Hindermann, die ihrer jungen Brut, die zumeist aus kleinen Mädchen bestand, unter sehr viel Prügelein die Anfänge der Wissenschaft beibrachte. Dann kam er in die israelitische Privatschule eines aus Hamburg stammenden Lehrers Kintelsohn. Wie weit ihn dieser gefördert, läßt sich nicht sagen, immerhin konnte Harry von dort auf das Lyzeum übergehen, das in seinem wissenschaftlichen Betrieb etwa einem heutigen Gymnasium gleichkam. Offenbar gestalteten sich Samson Heines Verhältnisse damals so günstig, daß seine Frau daran denken konnte, ihren ältesten Sohn nach dem Beispiel ihrer Brüder studieren zu lassen. Der Dichter selber berichtet zwar, daß seine Mutter ihn für den napoleonischen Staats- oder Militärdienst bestimmt habe, aber diese Angabe gehört wohl in das Reich des Humors, so gut wie die andere, daß sein Direktor ihn zum römischen Prälaten ausersehen hatte. In den rheinischen Lyzeen waren die französischen Lehrpläne eingeführt, und es herrschte eine französische militärische Zucht; in krassem Widerspruch dazu waren die Lehrer meist bejahrte katholische Geistliche, ehemalige Angehörige der aufgelösten Orden. Aber der Geist des Unterrichts war von Frömmigkeit weit entfernt, man huldigte der Aufklärung, die sich, wenn nicht gerade feindlich, so doch gleichgültig gegen alle Religion verhielt. Der Rektor Schallmeyer trug den Knaben die neueste aus Frankreich bezogene materialistische Philosophie vor, die in den jugendlichen Köpfen nur eine Abneigung gegen jede Religion und jede vergeistigte Weltanschauung

erwecken konnte. Für den jungen Heine war das um so gefährlicher, als er schon durch seine häusliche Erziehung daran gewöhnt war, die Religion als reine Äußerlichkeit zu betrachten. Man hielt ihn an, die Riten und Vorschriften des kochern Judentumes peinlichst zu beobachten, ohne daß er den Glauben, der diese jetzt sinnlosen Übungen vor Jahrtausenden erschuf, religiös oder auch nur historisch ergriff. So konnte ihn die Schule wohl mit guten Kenntnissen, für die kurze Dauer seiner Gymnasialzeit sogar mit erstaunlich guten Kenntnissen ausrüsten, sie konnte ihn auch fleißig und gewissenhaft arbeiten lehren, aber gerade das, was er am meisten brauchte, sittliche Festigung hat ihm das Lyzeum nicht gegeben und konnte es ihm nicht geben. Die Erziehung war einseitig auf dem Verstand aufgebaut, sie verstärkte die Gleichgültigkeit des Sünglings gegen sittliche, gefühlsmäßige Werte, sie verwies ihn auf den Weg der Kritik, sie steigerte seinen Hang zur Negation und löste die letzten Fäden der Tradition, die ihm das Elternhaus gelassen hatte.

Es ist nicht bekannt, wann der junge Harry in das Lyzeum eingetreten ist, noch wann er es verlassen, und ob er die fünf Klassen, die es besaß, bis zum Abschluß besucht hat. Wenn er aber vor der Zeit ausschied oder doch nach der Entlassung keine Universität bezog, so ist die letzte Ursache in dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrlichkeit zu suchen, nicht in dem Sinne, daß damit Betty Heines Träume scheiterten, den Sohn in französischer Generalsuniform zu sehen, sondern der politische Umsturz und die kriegerischen Wirren führten zu einer Wirtschaftskrise, die offenbar den väterlichen Handel schwer beeinflusste. Unter diesen Umständen schien es geboten, auf das kostspielige Studium, das ja einem Juden damals wenig Aussichten gewährte, zu verzichten und statt dessen einen einträglicheren Beruf für den ältesten Sprößling zu erwählen. Er sollte nun Kaufmann werden, und zur Vorbereitung schickte man ihn zunächst in die Bahrenkampfsche Handelsschule in Düsseldorf. Sieht man von der Vorbereitungs-klasse ab, so ist es die dritte Lehranstalt, die der Dichter besuchte, von denen jede ein ganz verschiedenes Bildungs-

ziel verfolgte. Dieser beständige Wechsel war nur geeignet, das Haltlose und Unstete in seinem Wesen zu vermehren.

-Der Verzicht auf die Universität mag ihm schwer geworden sein, er scheint sich aber ohne innere und auch ohne äußere Kämpfe mit den Eltern vollzogen zu haben. Der Jüngling besaß keine ausgesprochene Neigung für einen bestimmten Beruf und ließ es ohne Widerspruch geschehen, daß man ihn zunächst in die Handelsschule und dann in ein Komptoir steckte. Die lockenden Millionen, die der steinreiche Onkel Salomon in Hamburg, der große Mann der Familie, in kurzer Zeit zusammengerafft hatte, mögen ihm den Schritt erleichtert haben. Für den damaligen Juden war der Gelderwerb der einzige oder doch der am nächsten liegende Weg, sich über die verachtete Masse seiner Glaubensgenossen emporzuheben. Der Name Rothschild, der mit Fürsten und Königen verkehrte und durch die Macht seines Geldes über Krieg und Frieden entschied, klang wie „ein Märchen aus tausend und einer Nacht“. Eine neue Zeit kündigte sich in ihm an.

-Mit etwa achtzehn Jahren war Heines Schulbildung abgeschlossen. Ein fleißiger Schüler war er immer gewesen und das Lernen fiel ihm leicht. So war er mit guten Kenntnissen ausgerüstet, besonders in den Sprachen. Daß er mit dem Griechischen auf sehr gespanntem Fuße stand, lag weniger an ihm als an seinen Lehrern, die selbst nur wenig davon wußten. Auch im Lateinischen war er nicht weiter gekommen, als für einen Durchschnittschüler nötig war. Dagegen beherrschte er das Französische ausgezeichnet, freilich mit den Fehlern in Satzbau und Aussprache, die ein Ausländer kaum jemals überwinden wird. Heine selbst hat es mit einer gewissen Koketterie häufig so hingestellt, als besitze er zwei Muttersprachen, als seien ihm Deutsch und Französisch gleich geläufig. Das ist falsch. Sein Sprachempfinden war trotz der grammatischen Verstöße, die sich noch in seinen ersten Dichtungen finden, deutsch; das Französische war und blieb ihm eine angelernte Sprache. Er teilte alle deutschen Vorurteile gegen die französische Poesie, und wenn er deren Metrik stets unverstänglich fand und

haßte, so zeigt das am besten, daß er sich in den Geist der von ihm so heiß geliebten Sprache nie ganz versetzen konnte. Auch Englisch hat er damals schon verstanden, wenigstens genug, um englische Dichter zu lesen, obgleich es vermutlich in der Schule nicht gelehrt wurde. Abgesehen von dieser Sprachfertigkeit scheint er sich aber in keinem Fache besonders ausgezeichnet und für keines eine Vorliebe besessen zu haben. Für das Altertum empfand er keine Begeisterung, eher die Abneigung, die der Schüler gewöhnlich gegen die Wissenszweige hegt, mit denen er am meisten gequält wird. Sicher lag das an der trocknen Art des Unterrichtes, der ihn weder für die Antike noch für deutsche oder fremde Literatur besonders begeistern konnte. Höchstens für Philosophie wußte Schallmeyer ihn zu interessieren, wenn es auch kaum richtig sein dürfte, daß er schon als Schüler mit einem gleichaltrigen Genossen Spinoza gelesen hat. Dazu reichten seine Kenntnisse nicht aus.

— Freilich an Wissensdurst fehlte es dem begabten Knaben nicht. Vor allem seine aufgeweckte Phantasie verlangte nach Befriedigung durch Lektüre. Die elterliche Bibliothek bot offenbar nur wenig, aber Ersatz fand der Lesewütige bei einem Bruder der Mutter, einem alten Sonderling, Simon van Geldern, der studiert hatte und ohne einen bestimmten Beruf einer ziemlich trüben Schriftstellerei frönte. Auch ein entfernter Verwandter von väterlicher Seite, Samuel Popert in Koblenz, den aber Heine nicht persönlich gekannt hat, besaß literarische Neigungen und erwarb sich als Ghettoschriftsteller einen gewissen Ruf. Es kommt wenig darauf an, denn nicht durch seine Familie, sondern im schroffsten Gegensatz zu ihr ist Harry zum Dichter geworden. In der Bibliothek des Oheims fand der Knabe neben manchem Guten die erstaunlichsten alten Scharteken, Bücher über Geheimwissenschaften, die geeignet waren, seine leicht entzündbare Phantasie in ungesunder Weise zu erhitzen und in eine falsche Richtung zu lenken. Zum Entsetzen der Mutter las er alles wirr durcheinander, was in seine Hände fiel. Gern lauschte er auch den Gespenstergeschichten und gruseligen Zaubermärchen, die ihm seine alte Kinderwärterin erzählte. Als

die Lieblingsbücher seiner Jugend werden „Don Quijote“ und „Gullivers Reisen“ genannt. Den satirischen Gehalt der beiden Werke konnte er natürlich nicht verstehen, er begeisterte sich ernsthaft für die Taten des scharfsinnigen Junkers und las mit bitterem Schmerz, wie der Edle einem Barbier erliegen mußte. Die beiden Bücher gehören, leider in meist sehr schlechten, sogenannten „Bearbeitungen für die reifere Jugend“, noch heute zu der bevorzugten Lektüre unserer Knaben, ohne daß diese darum berühmte Satiriker und Humoristen werden. Auch dem jungen Harry dürften sie nicht mehr als eine spannende Lektüre geboten haben, die er gierig verschlang. Alles Abenteuerliche zog ihn an, besonders die Räuberromantik, und es machte ihm keinen Unterschied, ob er sie in einem Schundroman wie „Schinderhannes“ von Arnold, „Rinaldo Rinaldini“ von Vulpinus oder in Schillers hinreißendem Erstlingsdrama fand. Es war alles für ihn nur Lesestoff, den er mit dem gleichen Interesse am Aufregenden und Phantastischerhitzenden aufnahm. Goethe scheint ihm fremd geblieben zu sein. Eine wirkliche Kenntnis des Meisters hat er sich erst in Berlin unter dem Einfluß Rahels erworben; als er mit achtzehn Jahren die Schule verließ, hatte er offenbar so gut wie nichts von ihm gelesen. Der Lyriker, den er damals am meisten schätzte, war Uhland.

Heine hat eine glückliche Kindheit und eine heitere Jugend gehabt. Der Ernst der Zeit hat ihn nicht bedrückt, unter seinem Judentum hatte er nicht zu leiden, die Mängel seiner Erziehung hat er vielleicht sogar als Annehmlichkeiten empfunden, das Lernen fiel ihm leicht, und unter seinen Mitschülern war er trotz seiner losen Zunge beliebt. Zwei Freunde, die er damals gewann, sind ihm für lange Zeit treu geblieben, Joseph Neunzig, der nachmalige Arzt, dem wir manche Mitteilung über die gemeinsame Jugend verdanken, und Christian Sethe. Dieser, der Sprößling einer alten preussischen Beamtenfamilie, bildete mit seinem ernstem, gesetzten Wesen das genaue Gegenstück zu dem unruhigen, nervösen Harry. Aber gerade diese Gegensätze zogen sich an. Auf der Schule war der stämmige Christian der Beschützer des körperlich schwachen

Heine, wenn dieser wegen seiner spöttischen Reden von den mehr schlag= als zungenfertigen Altersgenossen zu stark bedrängt wurde. Seine Neigung zu Spott machte sich frühzeitig geltend und sie scheint ihn auch zuerst zum Gebrauch von Vers und Reim geführt zu haben. Eine „Wünnebergiade“, ein längeres Spottgedicht auf einen Mitschüler des Lyzeums namens Wünneberg, ist uns als erstes Gedicht Heines, wenn man von einem kindischen Vereinsel zum Hochzeitstage der Eltern absieht, erhalten. Es mag aus der Zeit 1812/13 stammen und ist für das Alter eine recht hübsche Leistung, allerdings keine, die nicht auch ein anderer formgewandter Dilettant von sechzehn Jahren zustande gebracht hätte. Man kann nicht sagen, daß sich der große Dichter in diesem komischen Heldenepos ankündigt. Die anderen Künste standen ihm in seiner Jugend ziemlich fern. In dem Zeichenunterrichte bei dem Bruder des großen Malers Cornelius leistete er nichts Besonderes, wenn auch sein Sinn für die Form dadurch geweckt wurde und sein Auge sich an die Kunst des Sehens gewöhnte, deren der Dichter so gut wie der bildende Künstler bedarf. Die Mutter hat ihn auch mit Privatunterricht in Musik und Tanzen gequält, aber für das letztere fehlte ihm jede Begabung und seine musikalischen Anlagen verstand der ungeschickte Violinlehrer nicht auszunutzen und anzuregen. Diese Studien fanden infolge der Unlust und des Mutwillens des Schülers einen frühzeitigen, jähen Abschluß, wenn es auch sicher nicht wahr ist, daß er den unglücklichen Tanzmeister aus dem Fenster geworfen habe. Diese Anekdote ist ein uraltes literarisches Motiv, und nach allem, was wir von Heine wissen, lag ihm nach seiner physischen wie seelischen Veranlagung eine derartige Gewalttat ganz fern.

— Er war ein kleiner, schwächlicher Knabe von zarter Konstitution. Zwar scheint er in seiner Jugend von jeder schweren Krankheit verschont geblieben zu sein, aber das entsetzliche Leiden, dem er später erliegen sollte, kündigte sich schon frühzeitig in einer außergewöhnlichen Reizbarkeit und häufigen Kopfschmerzen an. Die Mediziner, die sich nachträglich mit dem Wesen seiner Krankheit beschäftigt haben, lassen uns kaum einen Zweifel, daß diese nicht

durch ein ausschweifendes Leben erworben war, sondern auf einer ererbten Anlage beruhte. Dieses Ergebnis des Arztes muß der Biograph anerkennen, er muß damit rechnen, daß der Dichter niemals im völligen Besitz seiner körperlichen Gesundheit war und durch diesen Mangel häufig in seinen Entschlüssen bestimmt und gehemmt wurde. Aber darüber hinaus kann er dem Mediziner nicht folgen, der — von seinem Standpunkt vielleicht mit Recht — geneigt ist, Heine als pathologisch hinzustellen. Wäre das der Fall, so müßte ein Arzt und kein Literaturhistoriker sein Leben beschreiben, seine Biographie gehörte in ein Krankenjournal, nicht in die deutsche Literaturgeschichte. Wir müssen mit einem Heine rechnen, der für sein Tun und Lassen voll verantwortlich ist. Und damit treffen wir seine eigene Auffassung. Er war von der Überlegenheit des Geistes über den Körper überzeugt, und es ist die Geschichte dieses Geistes, die wir zu schreiben haben.

X - Diese Nervosität, dieses heftige Reagieren auf jeden äußern oder innern Anreiz, gehört zum Wesen dieses Geistes. Sie ist eine Eigenschaft des modernen Menschen überhaupt, besonders aber des Großstädtlers, und damit auch des Juden, denn der Jude ist, wohl weniger durch Neigung als durch den Zwang der Jahrhunderte, ausschließlich städtisch veranlagt. Nervosität ist das Erzeugnis des engen Zusammenlebens, der rasch wechselnden Eindrücke, von denen keiner zum ruhigen Ablauf gelangt, sondern jeder durch einen neuen verdrängt wird. Düsseldorf zählte zwar damals kaum mehr als 7000—8000 Einwohner, war also nach heutigen Begriffen von einer Großstadt weit entfernt, aber dem Handelsmann kehrte es nur die städtische Seite zu. Er ist nur mit dem Markt, dem Menschengetriebe und dem Geschäft organisch verbunden, nicht mit der Natur, die für ihn, ob er sie nun durch einen Spaziergang vor das Tor oder durch eine Schnellzugsfahrt in die Schweiz erreicht, immer nur eine Unterbrechung seiner Rastlosigkeit und eine Erhebung in einen verlorenen Glückszustand darstellt. Heine ist der Dichter der Großstadt. Es sind städtische Eindrücke, die auf die Seele des Knaben wirken. Feld, Wald und Wiese sind für ihn keine notwendigen

Lebensbedingungen, sondern eine hübsche Landschaft, oder gar nur eine ansprechende Dekoration, vor der sich das menschliche Dasein abspielt. Die Naturempfindung des Städters ist sentimental, und diese Sentimentalität, verbunden mit einer starken Nervosität, ist die Charaktereigenschaft, die den jungen Heine im besondern Maße auszeichnet. Sie wurde gesteigert durch eine früh erwachende Sinnlichkeit. Es war kein glücklicher Griff, daß man den Knaben zuerst in eine Mädchenschule schickte, denn schon dort scheinen sich dem Kinde gewisse erotische Vorstellungen aufgedrängt zu haben. Als Gymnasiast schwärmte er für die hübsche blonde Tochter eines hohen Beamten. Das war gewiß das gute Recht seines Alters, und die Mitschüler werden es ihm gleich getan haben. Aber bei Heine trat diese Primanerliebe doch anders auf. Als er bei einer Schulfeier den Schillerschen „Taucher“ aufzusagen hatte und während der Deklamation plötzlich unter den Zuhörern das hübsche Mädchen erblickte, stockte er und konnte nicht weiterreden. Alle Versuche, ihm nachzuhelfen, waren vergeblich. Geistesabwesend starrte er auf die blonde Schönheit wie auf eine überirdische Erscheinung und brach endlich ohnmächtig zusammen.

Auch die nächste ernstere Neigung des sechzehnjährigen Harry hat etwas Ungefundes und Überreiztes. Sie galt dem gleichaltrigen „roten Sefchen“, die bei ihrem Großvater, dem Scharfrichter, und einer Tante lebte, die als Hexe verschrien war. Die unehrlichen Leute wohnten, von den Menschen ausgestoßen und gemieden, in dem sogenannten Freihause an einsamer Stätte außerhalb von Düsseldorf. Das Schauerliche und Unheimliche, das über dem Orte und seinen Bewohnern brütete, übte eine starke Wirkung auf die Phantasie des Jünglings aus und zog ihn zu dem Mädchen hin, dessen persönlicher Reiz durch die geheimnisvolle Umgebung in seinen Augen gesteigert wurde. Josefa war völlig ungebildet, sie konnte gerade schreiben und lesen, aber sie wußte mit dem ganzen Spuk des Scharfrichtertums Bescheid, sie kannte eine Fülle alter Lieder und Sagen, die der Aberglaube von Jahrtausenden erzeugt hatte, und sie lebte selbst in einer Welt des Grauens, des Blutes und des Ver-

brechens. Das entsprach der Schauerromantik, die dem jungen Heine aus manchen der heimlich verschlungenen Schundromane geläufig war. Es ist nicht zu verwundern, daß seine Liebe durch literarische Vorbilder beeinflusst ist und daß in ihrer Schilderung bekannte literarische Züge auftreten. Es mag auch sein, daß er daran dachte, sein eigenes Abenteuer in einer Novelle „Die Hexe von Goch“ darzustellen, und daß manches davon zu Papier gebracht wurde. Erhalten hat sich davon nichts, aber es mag wie so manche Niederschrift aus Heines Jugend durch einen spätern Brand im Hause seiner Mutter vernichtet sein. Auf jeden Fall erzeugte diese Liebe die Stimmung, aus der Heines erste bekannte Poesien hervorgingen. Sie ist nicht ausschließlich sein Eigentum, nicht nur das Produkt seines Erlebnisses, sondern sie beruht ebenso stark auf den literarischen Vorbildern der herrschenden Romantik. Aber es ist doch seine Stimmung und dadurch unterscheidet sich der Dichter vom Dilettanten, daß er aus eigener Stimmung heraus dichtet.

-Heine hat in den letzten Düsseldorfer Jahren offenbar sehr viel Verse gemacht. Die wenigen Lieder, die aus jener Zeit später im Druck erschienen, stellen vermutlich nur einen geringen Bruchteil der verfaßten dar. Unser Dichter war gegen sich selbst ein strenger und unbestechlicher Kritiker, der in seiner Lyrik sehr genau die Spreu und den Weizen zu sondern wußte. Diese unreifen Gedichte wurden zum größten Teil vernichtet und sie gaben selbst damals dem jungen Heine nicht das Gefühl, daß er zum Dichter geboren sei. Als er die Schule verließ, dachte er offenbar nicht daran, die Poesie zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Die Literatur lag den damaligen Juden völlig fern. Harry selbst war aber von einer erstaunlichen Unklarheit über sich selbst und trotz seines scharfen Verstandes von einer merkwürdigen Unfertigkeit. Er war nicht stark genug, um sich aus den Widersprüchen, in die ihn Geburt, Familie und Erziehung verstrickten, herauszuarbeiten. Der Gedanke an eine befreiende Tat wie Schillers Flucht nach Mannheim lag ihm völlig fern. Seine Entscheidungen sind auch im spätern Leben Verlegenheitsmaßregeln, die er unter dem Druck der jeweiligen Ver-

hältnisse notgedrungen ergreift, aber keine Entschlüsse eines freien Willens. Er läßt sich durch die Ereignisse treiben. Diesem Dichter von unbegrenzten Fähigkeiten fehlt alles, was den Charakter stark und groß macht. Ihm fehlt jede Tradition, und haltlos steht er im Leben. Wenn er nicht dichtet, ist er ein Mensch wie Hinz oder Kunz, und gerade darum der Ausdruck seiner Zeit und geeignet, diese Zeit zum Ausdruck zu bringen. Von dem Manne Heine dürfen wir auf den Jüngling schließen. Er besaß große latente dichterische Fähigkeiten, aber keine Eigenart. Er hatte keine besondern Neigungen, keinen ausgesprochenen Charakter, kein Nationalgefühl, keine Religion, kein Verhältnis zum Staat, aber er war auch weit davon entfernt, diese Werte und Begriffe zu verneinen. Gewöhnlich nimmt man an, daß er aus Düsseldorf eine glühende Verehrung für Napoleon und eine volle Hingabe an Frankreich mitgenommen habe. Der Anblick des Kaisers und seiner siegreichen Truppen, die Kunde von den phantastischen Zügen nach Ägypten und Moskau haben gewiß auf das entzündbare Gemüt des Knaben und Jünglings Eindruck gemacht, aber sie sind ihm nicht zum Schicksal geworden. Die Nachricht, daß er sich 1815 freiwillig zum Heeresdienst gegen Napoleon gemeldet habe, ist schlecht beglaubigt, aber es ist doch bezeichnend, daß ein ehemaliger Mitschüler aus seinen Erinnerungen diese Angaben machen konnte. Auf jeden Fall war Heine damals begeistert für Blücher. Klopstock erschien ihm als der „heilige deutsche Sänger“, er schwärmte für die alten Sachsen, die „am spätesten ihren Glauben und ihr Germanentum verloren“, und er pries Arminius als den Befreier Deutschlands. Das waren die Ansichten, die damals jeder Primaner hegte. Die „Beiden Grenadiere“ entstanden wesentlich später und sind das Erzeugnis einer einmaligen poetischen Stimmung, und gar erst die Napoleonbegeisterung des Buchs „Le Grand“ verdankt ihre Entstehung Einflüssen, die dem jungen Heine, als er Schule und Elternhaus verließ, durchaus fern lagen. Er unterschied sich in keiner Beziehung von seinen Altersgenossen, weder in seiner politischen noch in seiner religiösen Anschauung. Religion und Politik besaßen

damals für ihn nur eine sehr geringe Bedeutung; soweit seine Äußerungen aber reichen, machte er die Tagesmode mit und eignete sich die nicht tiefgehende katholische Mystik und die sentimentale Deutschtümelei an, mit denen die Romantik, besonders am Rhein, die Köpfe umnebelte. Eine romantische Sehnsucht nach einer bessern, rettungslos verlorenen Vergangenheit ist die Stimmung seiner damaligen Gedichte. Das alte Deutschland erscheint ihm im Vergleich mit dem heutigen als das Land des Glaubens und der Tugend.

Wo die Sitte und die Tugend
prunklos gingen Hand in Hand;
wo mit Ehrfurchtscheu die Jugend
vor dem Greisenalter stand;

wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt;
wo kein wigiges Despötchen
Meineid in System gefügt;

wo ein Handschlag mehr als Eide
und Notarienate war;
wo ein Mann im Eisenleide,
und ein Herz im Manne war. —

(II, 159 ff.)

Der junge Heine ist schon empfänglich für jede Anschauung, die sich zur poetischen Stimmung verdichtet, aber er steht ohne jede selbsterkämpfte Ansicht und ohne jede Eigenart da. Er besitzt die Fähigkeit, alles auszudrücken, aber kaum etwas Eigenes, das des Ausdrucks wert wäre.

Fort, ihr Bilder schöner Tage,
weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
um die Zeit, die uns versagt!

Das ist ungefähr alles, was dieser dichtende Jüngling zu sagen hat. Für den jugendlichen Dichter ist aber wie für den jugendlichen Leser der Inhalt bedeutsamer als die Form. Er bedarf des starken Gefühls, das ihn übermächtig in die Arme der Kunst treibt. Goethe und Schiller besaßen es, Heine nicht. Sie waren sich klar, daß sie Dichter werden mußten zu einer Zeit, da Heine

noch bereit war, jeden ihm zugewiesenen Beruf zu ergreifen. Diese späte Entwicklung und diese innere Leere des Jünglings sind begründet in der Zugehörigkeit zu einer Rasse, die ihre Tradition verloren, in dem Bekenntnis zu einer Religion, die ihren Anhängern nichts mehr zu bieten vermochte, und sie wurden verstärkt durch eine planlose, widerspruchreiche Erziehung sowie durch die Zeitverhältnisse, die das ruhige Ausreifen eines Menschen und Künstlers aufs äußerste erschwerten. Als der junge Heine sein Elternhaus verließ, trat er eine gefährliche Ausfahrt an, und was er auf die beschwerliche Wanderschaft mitnahm, war nur leichtes Gepäck.